

Zeitschrift: Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht
Herausgeber: Konsortium der Zürcherischen Lehrerschaft
Band: 7 (1881)
Heft: 15

Artikel: Griechische und lateinische Sprache
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-240605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Konsortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. VII. Jahrgang.

ZÜRICH, den 15. April 1881.

Nro. 15.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Griechische und lateinische Sprache.

(Aus „Augustus“ von Beulé.)

Das Lateinische ist eine todte Sprache und bleibt sie. Das Griechische ersteht wieder. Es ist eine lebende Sprache geblieben. Es bildet sich von neuem, es bereichert sich und wird wol vor dem Ende unsers Jahrhunderts würdig sein, zu den lebenden literarischen Sprachen gerechnet zu werden.

Seit 40 Jahren haben die frei gewordenen Griechen ihre Sprache regenerirt, die während einer Reihe von Jahrhunderten der Knechtschaft nur eine verarmte, mit türkischen und albanischen Wörtern vermischte Sprache war, zwar pittoresk und voll Harmonie, aber zu einem bloßen Dialekt herabgesunken. In Athen und andern Hauptstädten des Orients haben seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts eifrige Philologen gelebt, welche die moderne griechische Sprache in ihr Studium aufgenommen und dieselbe neu gebildet, rekonstruirt haben, indem sie dieselbe mittelst Rückkehr zu den antiken Formen reinigten, doch sie zugleich mit dem modernen Geiste, mit den Erfindungen unserer Industrie, mit allen Spezialitäten unserer Zivilisation ausstatteten. Es werden gegenwärtig mehr als 150 Journale und Revüen, Wochenschriften und weitere periodische Blätter gedruckt, die alle in fließendem Griechisch abgefaßt sind, das dem antiken Griechisch viel näher steht, als der heutigen Volkssprache.

Die Entwicklung der griechischen Literatur schreitet mit jedem Tage weiter vor. Der kommerzielle Einfluß, den die Griechen mehr und mehr gewinnen, verbreitet ihre Sprache im Orient immer weiter. Sie wird auf allen Inseln des Archipels, in Thrakien, Makedonien, an den Küsten von Kleinasien, in Alexandrien wie in Bucharest, in Wien so gut als in Triest, besonders aber in Konstantinopel, der künftigen Hauptstadt Griechenlands, und in den großen Handelsmetropolen Marseille, London, Petersburg, allwo die griechischen Kolonien zahlreich, wolhabend und einflußreich sind, in ausgedehnter Weise gesprochen. Ihre Kenntniß muß, sobald Griechenland noch mehr zur Blüthe kommen wird, für alle die Europäer, welche kommerzielle und politische Interessen in der Levante zu verfolgen haben, ein bedeutendes Hilfsmittel werden. Eine Hauptbedingung hierfür aber ist, daß man die alberne Aussprache des Griechischen, welche mit Unrecht die erasmische heißt und welche das Idiom des Griechischen demjenigen des Französischen annähern will, dadurch jedoch die Physiognomie, die Melodie und Harmonie einer außerordentlich musikalischen Sprache vernichtet, vollständig aufgibt. So werden wir unsere Kinder ein Griechisch lernen lassen, das einst im ganzen Orient wird geschrieben und gesprochen werden

und dem nur ein Dante oder Descartes fehlt, um es literarisch berühmt sein zu lassen.

Die lateinische Literatur, insbesondere diejenige der Dichter des augusteischen Zeitalters, ist gefährlich, wenn sie lange die Nahrung unserer Jugend bleibt, die fast ausschließliche Nahrung, weil man diese Poeten die klassischen nennt. Diese Gefahr liegt in der geistigen Armut, in dem Gesuchten, Erborgten. Denn das Hauptsächlichste ist erborgt, von den griechischen Dichtern entlehnt und durch diese Entlehnung und Uebersetzung abgeschwächt. Die Gefahr liegt in der nachlässigen und skeptischen Philosophie, zu der sich die ergebenen Diener des Augustus bekannt haben und von der all' ihre Werke voll sind; in den erotischen Schilderungen, welche die Tischgenossen des Mäcenat mit Wonne vervielfältigt haben, und in der weibischen Sprache, von der z. B. die ersten Bücher der Aeneide durchaus nicht frei sind. Um Männer zu bilden, um ihren Charakter zu stählen, um ihren sittlichen Werth zu begründen, sind erhabene Gedanken, energischere Prinzipien, männlichere Lehren erforderlich.

Alle Dichter der augusteischen Zeit, ob noch so reizend durch die Form, durch die seltenste Vollendung des Stils, durch eine unvergleichliche Kunst: sie verleihen ihren Gedanken mehr Schönheit als Kraft, sie sind mehr gelehrt als begeistert. Selbst wenn diese Dichter einen erhabenen Ton anschlagen, so stimmen sie ihn auf der folgenden Seite gleich wieder herab und lassen nie vergessen, daß sie Nachahmer sind. Für einen Geist aber, der sich entwickelt, der erst kräftig werden will, ist nicht das reflektirte Licht, sondern das direkte, das helle Licht, der freie Himmel, das Sonnengold erforderlich.

Leider nun sind diese augusteischen Dichter die einzigen, welche unsere jungen Leute in ihren Händen haben können, weil ihr Styl rein, sorgfältig und verständlich ist. Man nehme die Fragmente der Dichter aus der Zeit der Republik: man kann sie den jungen Leuten nicht ohne große Anstrengung verständlich machen. Sie haben noch etwas von der Rauheit des Bodens; sie besitzen eine Herbigkeit, welche die jungen Leute abschreckt. Auch den Lukretius kann man für sie nicht empfehlen. Denn hier verdeckt eine komplizierte Form großartige Gedanken, die übrigens durch den ihnen unterliegenden gefährlichen Materialismus verdorben sind. Plautus ist trotz seines Talent eben so wenig ein Dichter, den man der Jugend unbesorgt in die Hände geben darf, und was er schadete, könnte man kaum durch die unbeholfene Poesie des großen Cato verbessern. Die Satyriker, die nach der Regierung des Augustus auftreten, besitzen eine ungemeine Kraft.

Aber sie schildern die Laster, die sie geißeln, so trefflich, daß das Gemälde, welches sie entwerfen, die Geißelhiebe vergessen läßt. Ueberdies ist der Unwille eine negative Tugend, die mehr Bitterkeit als Heilkraft in sich trägt, die in den Zeiten der Erniedrigung mehr tröstet als stählt, und die auf die jugendlichen Seelen, denen zu ihrer Entwicklung vorzugsweise der Anblick des Schönen nothwendig ist, nicht ohne Gefahr wirkt. Selbst Tacitus, der biedere Charakter, hat etwas von dieser Bitterkeit der Satyriker an sich, und er ist gezwungen, so viele Gräuel aufzudecken, daß seine Worte eine Lektüre nur für Erwachsene sein können.

Unsere Söhne müssen eine kräftigere und edlere Nahrung haben. Das Lateinische wird immer einen Rang einnehmen, weil es für die Kenntniß unserer Gesetze, unserer Wissenschaften, mehrerer unserer Sprachen selbst nothwendig ist. Doch der größere Antheil, die längere Zeit soll der griechischen Literatur gehören. Da sind lautere, reichliche, tadellose Quellen; da fließt der Born für die künftigen Denker, Philosophen, Bürger, Staatsmänner. Da können wir die einfachsten und dennoch bewunderungswürdigsten Werke in die Hände unserer Kinder geben. Allerdings wird man nicht Anakreon und Aristophanes lesen lassen, oder doch nur mit Auswahl. Wenn wir aber auch diese beiden Dichter ganz opfern, welch' ein unermeßlicher Horizont steht uns noch offen! Da ist Homeros, voll von Lehren des Heroismus; Hesiodos mit seiner trefflichen Moral; Aeschylos, Sophokles, Euripides, an denen die Seele hoch denken und sich in einer prächtigen Sprache ausdrücken lernt. Will man Prosaiker: da ist Herodotes, der erhabene Erzähler, dessen Geschichten geeignet sind, des Kindes Phantasie so gut wie den Verstand des Greises zu entzücken; da ist Thukydides, gleichzeitig großer Politiker, Geschichtsschreiber, Philosoph; da ist Xenophon, der auf seinen Lippen den Duft des Honigs vom Hymettos trägt und zugleich die unsterblichen Thaten einer Handvoll Griechen schildert; da ist Platon, der die Geister in die höchsten Sphären einführt und dessen wohlklingende Form ein Muster von Ebenmäßigkeit und Schönheit ist; da ist Aristoteles, zuweilen trocken, aber dem Geiste Klarheit und Bestimmtheit verleihend und die Rechte des Bürgers, die Richtschnur der Staaten, die Konstitution der Gesellschaften lehrend; da ist Theophrastus, der reinste und reizendste unter den Moralisten; Lukianos, der geistreichste und feinste unter den Kritikern; Demosthenes, der energische Patriot; da sind auch Aeschines und Lysias als Größen in der Schule der attischen Redner.

Man ermesse das Resultat aus dem Unterrichte in dieser großen Literatur! Man stelle sich eine Generation unserer «klassisch Gebildeten» vor, welche von früh auf in die Kenntniß der griechischen Sprache eingeweiht, welche an all' diesen Schönheiten groß geworden wäre! Sie stände über den heutigen systematischen Beweisen und den vorgefaßten Theorien, die dem reifern Alter oder dem Parteigeiste nunmehr so geläufig sind. In der griechischen Literatur werden wir stets ein Gefühl vorherrschend finden, welches das Geheimniß aller Nationen ist, die groß geworden sind: den einer individuellen Gesinnung entgegenstehenden Patriotismus. Die Krankheit unserer Zeit ist leider die einer patriotischen Gesinnung nicht durchaus feindlich, aber doch mindestens indifferent gegenüber stehende individuelle Anschauung. Die griechische Literatur vermag es vorzüglich, freie Menschen zu bilden. Ehren wir die Definition, die ein alter Grieche uns gibt: Nur die, welche als freie Menschen denken und handeln, verdienen den Namen Bürger!

Naturwissenschaftliche Studien.

(Aus einem Vortrag von Dr. Kyburz in Solothurn.)

Die Urzeit muß offenbar ein Stadium aufweisen, während welchem die ersten Pioniere des Menschengeschlechtes ausschließlich auf die Kraft ihrer Sinne und Muskeln angewiesen waren und ihr Dasein von der Beute der Jagd und des Fischfangs fristen mußten; die Schnelligkeit ihrer Füße und die Kraft ihrer Hände waren die einzigen technischen Hilfsmittel zu der schweren und mühevollen Arbeit. Bald aber sollte das dornige Dickicht des Urwaldes, sowie gefährliche Klauen und Zähne wilder Thiere, das Bedürfniß der Bewaffnung nahe legen. Eine Keule vom erst besten Baume, als Schlagwaffe und Wurfgeschloß verwendbar, wird die Macht sofort heben; denn damit bewaffnet, kann der Sohn der Wildniß mit weniger Kraft und Zeitaufwand schon drei Thiere statt eines erlegen. Mit der scharfen Kante eines Feuersteines oder einer Muschel wird er Holz bearbeiten lernen, sich einen Speer verschaffen, oder vermittelst Riemen von Thierfellen aus demselben Pfeil und Bogen herstellen, womit er die schnellsten und stärksten Thiere überholen kann. Die natürlichen Kräfte haben durch die Elastizität des Holzes angefangen, mit ihm gemeinsam zu wirken, seine Vorräthe an Nahrung und Fellen zu Kleidung und Zelten werden sich mehren und ihm Muße gestatten, um neue Werkzeuge zu erfinden und bessere Jagdgründe aufzusuchen. Neun Zehntel seiner Arbeit fallen jetzt der Natur zu, die sie umsonst thut und ihn die so ersparte Zeit und Kraft seiner Bequemlichkeit zuwenden läßt, ohne daran einen Antheil zu fordern.

Ein anderer Stamm hat sich mehr auf den Fischfang verlegt, sich etwa aus krummen Knochen Angelhaken hergestellt; aber das Tagwerk ist spärlich, weil er auf das Ufer beschränkt ist, und wenn er mit den Jägern einen Tauschhandel abschließt, so ist der Ertrag seiner zehnstündigen Arbeit nicht mehr werth, als die einstündige Arbeit der Jäger mit Pfeil und Bogen.

Die Fischer sehen aber einen Holzstamm schwimmen und kommen auf die glückliche Idee, daß derselbe durch Feuer ausgehöhlt und mit der Steinaxt behauen werden könnte. Aus dieser Arbeit wird ein Boot, das später Segel aus Thierfellen erhält und den Fischern gestattet, sich vom Land zu entfernen, an tiefern Stellen mehr und größere Fische zu fangen. Mit Hülfe dieser Naturkraft sind die Fische mit dem Wild des Bogenschützen konkurrenzfähig geworden und Arbeit für Arbeit von gleicher Dauer und Intensität bezweckt jetzt, daß der Eine zehnmal soviel Fische und der Andere zehnmal soviel Wild bekommt, als ohne den Tausch. — Mit der Vervollkommenheit der Werkzeuge und der wachsenden Herrschaft über die Naturkräfte wird die Konkurrenz eröffnet und im Verhältniß zu ihrem Fortschritte der Werth der Produkte herabgestimmt. Der aus der kostenlosen Mitwirkung der Naturkräfte erwachsende Vortheil wird so gleichmäßig zum allgemeinen Wohle vertheilt und zu allen Zeiten als Grundgesetz des Handels den Werth der Waare bedingen.

Aber die Jagdgründe und die Fischwasser mußten sich in dem Verhältniß erschöpfen, als ihre Nutznießer, die Jäger- und Fischerstämme, an Zahl wuchsen, und bald trat das Bedürfniß ein, auszuwandern, um neues besitzfreies Gebiet aufzusuchen oder fremden Stämmen im Kampf ihr eigenes abzurufen. Milch und Fleisch der zahmen Herden schützten die nomadischen Horden nothdürftig vor Mangel auf ihren Streifzügen und die Felle deckten kaum das Bedürfniß für Kleidung und Zelte. Die Individualität der Arbeit und des Gewinnes war ausgeschlossen und auf der ganzen Oekonomie lastete deshalb der Fluch des Rückganges, bis die Entdeckung eines kulturfähigen Gebietes neuem Leben Raum gab. Die Gewohnheiten des nomadischen Wanderns mußten